

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 49.

Posen, den 29. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

88. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Da konnte sich Herr Bauer nicht länger bezähmen. Er plakte mit einem lang anhaltenden Lachen los, das Brée noch hörte, als er die Treppen hinunterstieg.

Fräulein Rafaella wohnte nicht mehr im Edenhotel. Aderstraße. — „Man ist schneller vom Edenhotel in der Aderstraße,“ dachte der Baron, „als von der Aderstraße im Edenhotel. Was für eine alte Sache. Eine Motte flog ins Licht.“ Im Hausflur spielten schmutzige Kinder; Brée hatte Mühe, in die vierte Etage zu kommen. Aus den Türen drangen dumpfe Gerüche, die Uebelfeit hervorriefen.

Er fand ein Schild mit dem Namen Miereke. Offenbar war es Frau Miereke selbst, die öffnete. Es war ein schlampiges, überquellendes Weib mit einem hochroten, freundlichen Gesicht, das wie ein Schloß von Del glänzte. Raum hatte Frau Miereke den Baron erblickt, da packte sie ihn freudig an beiden Schultern und zog ihn ans Fenster. „Herrieses, det sind Sie ja, Baron Brée!“

Brée erinnerte sich nicht, mit Frau Miereke bekannt zu sein.

„Entschuldigen Sie nur die Uffrejung, Herr Baron! Ja bin nämlich passionierter Stammjast der Fußjängerpläke! Aber nu sagen Sie mal, Menschenskind, wat is denn mit Ihnen los!? Ja habe voriges Jahr 'nen Haufen Geld auf Sie jewonnen, und nu sieht man Sie nicht mehr im Sattel!“

Brée lächelte, aber Frau Miereke konnte sich gar nicht beruhigen. Sie wischte sich die roten Hände an der Schürze ab und triefte vor Bewunderung und Erstaunen. Der Baron brachte sein Anliegen vor. Ja, hier war er recht. Frau Miereke zwinkerte auf beiden Augen. „Wat denn, wat denn, Herr Baron! Sie wollen mir die Kleene doch nich wohl entführen?“ Brée hatte nicht die Absicht. Aber er wollte das Fräulein sprechen. Frau Miereke gab ihm Auskunft, was Rafaella trieb.

„Oh, det arme Ding, Herr Baron,“ sagte sie und schluchzte fast, „wie die Mädchens elendig zurunde jehn! s war ne ganz Feine! Mit pikfeiner Ausstattung! Aber dann hat sie den ganzen Krempel verkloppt und hilft mir in der Wohnung. Alle Achtung, Herr Baron! Et ist 'ne tüchtijje Kraft! Det Mädels wäscht und kocht, dat man seine Freude hat!“

Der Baron ging auf die Tür zu, die ihm Frau Miereke bezeichnet hatte. Er klopfte an und trat ein. Ein kleines, niedriges Zimmer mit einer billigen Tapete. Viel zu blaue Kornblumen auf einem grau gewordenen Weiß. Eine Bettstelle, ein Waschgeschirr, ein paar Stühle mit zerrissenem Strohgeflecht. Am Fenster stand ein junges Mädchen, das nichts als Hose und Hemd trug, keinen, das eben so grau war wie die Tapete. Sie sah ihren Besucher starr an, ging ein paar Schritte auf ihn zu und fragte ihn mit einer ganz leisen, hoffenden, ahnenden Stimme: „Schickt Sie Don zu mir?“

Brée erriet, wen sie mit „Don“ bezeichnete. „Ja,“ sagte er und machte im Innern Bransen heftige Vorwürfe, daß er dieses hübsche Mädchen mit den glühenden Augen ganz vergessen hatte. Da flog Rafaella dem Baron um den Hals. Brée konnte sich gar nicht rühren, so heftig hielt sie ihn umklammert und preßte ihn an sich.

„Sprechen Sie, Signore, wo ist Don? Was tut er? Ist er nicht mehr in Berlin? Oh, sagen Sie mir doch, was Don macht!“

Brée sagte es ihr. Sie hörte ihm atemlos zu. Don war fern und mußte arbeiten. Aber warum hatte er sich nicht um sie gekümmert? Warum hatte er sie vergessen? Sie begriff nicht, daß ein Mensch so arbeiten konnte, daß er alles andere vergaß. Und je länger Brée sie ansah, desto weniger begriff auch er es.

„Nun erzählen Sie mir von sich,“ bat Brée und fühlte sich sonderbar berührt, als er ihre süße Stimme hörte, die das Deutsche in der allerliebsten Weise verstümmelte.

„Sofort, Signore,“ sagte sie und suchte nach irgend etwas in dem kleinen Zimmer. Es war ihr plötzlich eingefallen, daß man nicht mit einem Herrn in Hemd und Hose sprechen könne. Ohne zu erröten, band sie sich eine lange blaue Schürze um die Hüften. Es tat Brée wohl, daß in ihrem Gesicht auch nicht eine Spur von Puder oder Schminke war. Sie war direkt ein Stück Natur, schön, ohne Knabenhaft zu sein, von vollendeter Weiblichkeit, ohne dumm zu sein.

Rafaella erzählt ihr kleines, unbedeutendes Schicksal, das ihr soviel Schwierigkeiten machte. Sie erzählte, wie sie in Berlin ankam und wie Don sich wenig um sie kümmerte, sie erzählte von ihrer Bekanntschaft mit Herrn Hauer und daß sie nur Don zuliebe eine Stellung angenommen habe. Dann aber sei Don plötzlich verschwunden. Zuerst habe sie geweint und geheult und sich nicht trösten können, dann habe sie wieder gehofft und gewartet.

Leise und etwas schuldbewußt erzählte Rafaella weiter, daß Herr Hauer sie ins Edenhotel einquartiert und ihr schöne Kleider und Hüte gekauft habe. Eines Abends kam nun Herr Hauer zu ihr und wollte nicht wieder gehen. Da habe sie geschrien, und ein Herr aus dem Hotel sei gekommen, der ihren Gast entfernte. Und am andern Tag war sie entlassen.

Nun begann eine furchtbare Zeit. Ein Kleid nach dem andern mußte sie verkaufen, und schließlich blieb ihr nichts mehr als das, was sie auf dem Leibe trug. In einer Zeitung fand sie ein Inserat, und da hatte sie zugegriffen; sie war in die Aderstraße übersiedelt und kochte, wusch und hielt die Wohnung der Frau Miereke in Ordnung. Jetzt war ihre kleine Erzählung zu Ende.

„Was geschieht nun, Fräulein Rafaella?“ fragte Brée.

Rafaella wußte keine Antwort. „Kommt Don nicht wieder?“ erkundigte sie sich mit sehnsüchtigen Augen.

„Nein, er kommt nicht wieder.“ Es wurde Brée nicht leicht, das zu sagen.

Rafaella blickte zu Boden.

„Don läßt Ihnen sagen, daß Sie wieder nach Chioggia müssen, Fräulein Rafaella. Was wollen Sie

hier anfangen? Sie sind doch ganz verlassen hier. Es geht doch nicht." Brée predigte wie ein weiser Vater, doch es klang nicht ganz glaubhaft.

Rafaella schlug die Augen zu ihm auf. „Bitte, bitte, lassen Sie mich in Berlin!“

„Aber ich sage Ihnen doch, daß Don nicht wiederkommt.“

„Lassen Sie mich in Berlin,“ flehte sie. „Bitte bitte!“

Brée war ratlos . . .

Der Baron hatte sich vorgenommen, zusammen mit den Professoren nach Tirol zu fahren; am Abend war er jedoch anderer Meinung. Er holte erst Schwamm, dann Hirnbringer ab und setzte sie in den Zug. Er verließ nicht gleich den Bahnhof, sondern ging an den Schalter und löste ein Billett nach Venedig. Es ging nicht anders, Rafaella konnte nicht bleiben.

Und trotzdem fuhr er in das unterirdische Hotel hinab und belegte sich für die nächsten Tage Zimmer. In der Halle traf er die Prinzessin Hamsuchin, die sich über seinen Verlust mit einer Schar von Herren in allen Lebensaltern getröstet hatte.

„Karolen Sie noch immer, Baron?“ lächelte sie ironisch und riß ihre Freunde zu einem schauerhaften Gelächter hin.

Brée umfaßte ihre Gestalt mit einem gründlichen Blick. Unwillkürlich verglich er sie mit Rafaella. Dieser schlanke Engel mit den gemalten Wangen und dem gelben Haar, mit den schmalen Lippen und den zugespitzten Fingernägeln, dieses rätselhafte, perlengeschmückte Nichts versank vor seinen Augen. Er dachte daran, daß er einmal den neuen Frauentypus propagieren wollte und daß es endlich Zeit sei, die Lustknaben, die heute die Welt regierten, abzusetzen. Was war das nur für ein Zeitalter, das seinen Frauen die Köpfe fahl schor und ihnen Salat zu essen gab? Brée dachte über diese Fragen genau so gründlich nach wie über ein wissenschaftliches Problem.

„Fahren Sie mit uns in die Oper, Baron?“

Brée dankte verbindlichst. „Ich habe eine Einladung zum Souper, Prinzessin!“

Die Prinzessin machte ein enttäushtes Gesicht.

Brée hatte wahrhaftig eine solche Einladung, und zwar zu einem sehr komischen Souper, dessen Kosten er selbst bestreiten mußte. Er kaufte eine Menge Lederbissen ein und kam bepackt und überladen bei Rafaella an. Frau Miereke nahm an diesem Souper teil, und die Tränen liefen ihr aus den Augen, wie sie Rafaella von den Glanzritten des Barons erzählte.

Nach dem Souper aber setzte er Frau Miereke auf freundliche Weise vor die Tür. Es galt jetzt wieder, weise und abgeklärt zu sein, was ihm nicht leicht fiel.

War es am Ende der kommende Frauentyp, den er nach Chioggia befördern wollte? Der neue Typ trug ein schwarzes Spitzenkleid, Spitzen, die Don sehr geliebt hatte, sonst wären sie zum Trödler gewandert, hatte in Ermangelung von Strümpfen nackte Beine und gar nichts Rätselhaftes im Gesicht. „Wir müssen also vernünftig sein, liebes Kind,“ begann Brée und schob ihr als Fortsetzung das gelöste Billett hin.

Rafaella machte nicht viel Worte; wütend, mit blühenden Augen, aus denen förmlich Funken sprangen, zerriß sie die Karte.

Brée sah, daß nichts zu machen war und kam auf eine seltene Idee. Er teilte Frau Miereke gegen seinen Willen strahlend mit, daß sie sich nach einer anderen Kraft umsehen müsse. Wenn Rafaella schon nicht zur Vernunft zu bringen war, so wollte er sie auf keinen Fall in der Akerstraße lassen.

Er verabschiedete sich und fuhr in das ehemalige Laboratorium Bransens, zu dem er die Schlüssel erhalten hatte. Er hatte den Auftrag, die Wohnung zu künden und die Schlüssel dem Wirt zu übergeben.

Brée kündigte weder die Wohnung noch übergab er

die Schlüssel dem Wirt. Er sah sich die Räume an und fand, daß hier Rafaella sehr gut wohnen könne.

Am anderen Morgen fand Rafaellas Umzug statt. Rafaella erbehte vor Glück, daß sie hier, in Dons Räumen, wohnen konnte. Don war ihr plötzlich so nah. Hatte er nicht diese Türklinke gedrückt, hatte er nicht in diesem Bett geschlafen? In jedem Winkel fand sie Erinnerungen.

Brée sandte ihr Hagelschauer von Paketen ins Haus. In diesen Paketen fand sie Kleider, Strümpfe, Hüte, Wäsche, Schuhe, viel, viel mehr, als sie gebrauchte.

Abends propagierte der Baron den neuen Typ. Er führte Rafaella in ein Theater, in den Klub, in eine Bar, in den Speisesaal des unterirdischen Hotels. Rafaella bewegte sich wie eine Königin. Es ging ein so großer Glanz von ihr aus, daß die Prinzessin Hamsuchin in ihrer Nische erbleichte und wie eine geschminkte Leiche aussah. Brée war außerordentlich zufrieden. Vor dem Haustor verabschiedete er sich. Er reichte ihr ein kleines Heft und erklärte ihr, wie sie die Formulare ausfüllen müsse und auf welcher Bank sie diese Formulare einlösen könne.

Ja, Brée hatte wie ein Vater an ihr gehandelt. Er reiste, beruhigt, über die weiteren Schicksale der kleinen Rafaella, nach Schloß Caderal zurück. Aber in der nächsten Zeit machte er häufig Abstecher nach Berlin, und niemand hatte eine Ahnung, was er da zu tun habe.

Schwamm und Hirnbringer waren die Herren der Keller. Sie hausten unter der Burg, gruben sich ein und schufteten. Am Tage ihrer Ankunft traten sie bereits ihr Regiment an und verlangten aus Meran einen Haufen Arbeiter, der mit Balken und Brettern beladen am andern Morgen eintraf. Unter diesen Arbeitern befanden sich etliche Reporter, die sich auf diese Weise einschmuggelten. Der Keller wurde ganz und gar mit Holz verkleidet, Boden, Decke und Wände, und gleich am Mittag dem Inneren einer Blockhütte. In der Mitte wurde eine Wand errichtet, die den Keller in zwei Räume teilte. Raum hatten die Tischler ihre Arbeit beendet, als sie von Elektrotechnikern abgelöst wurden. Lichtanlagen, Ventilatoren. Ein Tag später aber war der Keller völlig verändert: Professor Schwamm hatte einen Operationsaal erhalten, Hirnbringer eine Meerschweinchenzucht.

Die Abteilung Hirnbringers war ein kleiner zoologischer Garten mit teilweise seltenen Gärten. Da waren große Glashäfen mit Meerschweinchen, Ratten, Mäusen, Kaninchen, Katzen, Fröschen; jeder Hafen stand für sich auf einem Tisch und enthielt nur eine Art von Tieren. Es stand ein Hafen da, in dem sich nur zwei Mäuse aufhielten, die ein sonderbares Aussehen boten. Es waren Patienten mit aufgeschnittenen Leibern, in Gaze eingehüllt, die regungslos in ihrer Ecke kauerten. Man hatte zwei Mandrille erworben, die tagsüber frische Luft schnappen durften und die erst abends in den Keller kamen. Ferner gab es einige Terriers und Meerschweinchen, soviel man wollte.

Und auf Burg Caderal begann das große Sterben der Meerschweinchen. Duzende wurden täglich in das Massengrab geworfen; denn den Forschern gelang es nicht, nur ein einziges zu retten. Meist war es Tribourdeaur, der, neue Opfer fordernd, in den Keller stieg. Tribourdeaur stellte täglich sechs verschiedene Präparate her, und jedes dieser Präparate mußte ausprobiert werden. Während Professor Hirnbringer eins der Tierchen mit schnellem Griff erwürgte, hielt der Franzose schon die Spritze bereit und vollzog die Injektion. Dann blickten beide mit starren Augen auf das tote Tier, und beide schüttelten misstrauisch die Köpfe. Es war wieder nichts gewesen! Tribourdeaur stieß einen gehaltvollen Fluch aus und stürmte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbschaft.

Humoreske von Ferdinand Voss.

(Nachdruck verboten.)

Eben hatte der Briefträger einen versiegelten Briefumschlag gebracht.

Staunend betrachteten meine Frau und ich den dunkelgelben Umschlag. Was mochte er nur enthalten?

„So öffne doch“, drängte meine Frau.

Ich tat es schließlich, zog ein Memorandum heraus, und las zitternd vor freudiger Erregung:

„Sie werden hiermit aufgefordert, morgen neun Uhr in Erbschaftsangelegenheiten bei mir vorzusprechen.“

Joh. Greiner, Advokat.“

Mit strahlendem Gesicht zeigte ich das Papier meiner Frau.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie erregt.

„Nun, Anny, eben daß wir eine Erbschaft antreten können.“

Und vor Freude tanzten wir im Zimmer umher.

„Aber“, fragte plötzlich meine Frau wieder, „wer ist denn gestorben?“

„Nun ja“, meinte ich achselzuckend, „das ist ja schließlich egal. Ich habe so viel Tanten, daß ich ihre Namen nicht einmal alle weiß. Die Hauptsache ist doch, daß wir eine beerben, daß wir endlich mal Geld bekommen. Nicht, Schätzchen?“

„Natürlich, Fred! — Oh, wie mich das freut! Nun bist du mir noch einmal soviel wert. Und dann laufen wir ein schönes Landhaus, lassen alles fein einrichten und halten uns ein Dienstmädchen, fahren per Kutsche ins Theater, legen uns einen schönen Park an, und ich werde dann nur noch die elegantesten Kleider tragen. Das darf ich doch, Männchen?“

„Natürlich, Anny! Und ich darf mir dann täglich ein Glaschen Wein erlauben, mit dir fröhlich sein, in ersten Kreisen verkehren und schön von den Jungs leben?“

„Ja, so machen wir's! Die Erbtante soll leben!“

Am kommenden Morgen ging ich um neun Uhr klopfenden Herzens zum Advokaten; aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser mich ungläubig anstarrte. Er wußte nicht das Geringste von dem Briefe, den ich erhalten hatte und ihm nun vorlegte. Er schüttelte nur seinen Kopf, er wußte sich die Geschichte nicht zu deuten.

Und ich war natürlich aus dem siebenten Himmel gefallen. Alles Schöne war nun in ein Nichts zerronnen. Das war hart für mich und es machte mir Kopfschmerzen, wie meine gläubige Frau die Sache aufnehmen würde.

Als ich enttäuscht nach Hause kam, flog mir meine Anny strahlend ans Herz; ich wollte sie beruhigen, aber sie ließ mich gar nicht zu Worte kommen. In toller Freude packte und umarmte sie mich, und zwar so zärtlich, wie ich es tatsächlich von ihr gar nicht gewohnt war. Und mir wurde immer schwerer ums Herz. Endlich preßte ich mühsam heraus:

„So hör' doch, liebe Anny!“

Aber sie beachtete meine Worte gar nicht und rief lachend:

„Gell, Fred, so viel Geld! So viel Geld! Nun hat alle Not ein Ende!“

„Aber so sei doch mal ruhig und laß dir erzählen“, fiel ich wieder ein.

„Nachher, nachher, Männchen! — Und eine solche Summe! Denke doch, über 12 000, fast 13 000 Frank!“

Verblüfft stand ich plötzlich still:

„Ueber 12 000 Frank sagst du? Ja, ich weiß ja gar nichts davon! Die Sache ist doch ein gemeiner Schwindel gewesen!“

Nun war meine Frau an der Reihe, verblüßt zu sein.

„Schwindel“, rief sie, „Schwindel? Das ist doch unmöglich. Der Herr hat es mir doch gesagt.“

„Der Herr? — Welcher Herr?“

„Nun, es kam ein Herr, der sagte, daß er Beamter sei bei Advokat Greiner, und daß du ihn zu mir gesandt habest mit der Bitte, dir durch ihn 237 Frank zu überbringen. Die Erbschaft betrage 12 763 Frank und du müßtest auf 13 000 Frank herausgeben, da der Kassierer kein Kleingeld parat habe...“

„Und?“ fragte ich verzweifelt.

„Ich habe unser Erspartes zusammengenommen und ihm die Summe mit 2 Frank Trinkgeld ausgehändigt.“

Ich sank kraftlos auf einen Stuhl. Auch meine Frau war bald wieder nüchtern. — Vereingefallen! — Ja, einem raffinierten Gauner zum Opfer gefallen! —

Und zuletzt ging die Sache noch allein an mir hinaus, denn meine Frau wälzte alle Schuld auf mich ab, und ein über das andere Mal rief sie empört:

„Wie kann ein Mann wie du noch so ungelent sein! Und sich derart überbäueln lassen! Deine Tanten sind doch alle nichts wert, das solltest du gewußt haben!“

Ich ließ sie reden. Mich dauerten nur die armen 239 Frank! —

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andere belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Wie lang ist ein Tau?

Die Amerikaner haben wieder einmal etwas ganz Neues erfunden, nämlich die Intelligenzprüfungen der Einwanderer. Leute,

die aus Europa oder anderen Erdbteilen auswandern, um ihr Glück in den Staaten zu suchen, sind nicht immer ganz einwandfrei. Das haben die Amerikaner langsam ja auch gemerkt. Und so haben sie nach immer neuen Abwehrmaßnahmen. Das Modernste ist die Intelligenzprüfung, auf Grund deren festgestellt werden soll, ob sich der neue Mitbürger auch für den Beruf eignet, den er ausüben möchte. Ein Beamter (der inzwischen abgesetzt wurde) hat das anscheinend doch etwas anders aufgefaßt, als die Sache gedacht war, denn er stellte an Leute, welche angaben, als Landwirt ihr Brot verdienen zu wollen, die Fragen: „Wieviel Federn mehr als ein Huhn hat eine Gans?“ Oder: „Was ist der Unterschied zwischen einem Ochsen und einem Wallach?“ Einen Mann, der behauptete, das Seilerhandwerk erlernt zu haben, fragte er, wie lange ein Tau sei, und wollte ihn auf der Liste streichen, als dieser behauptete, es nicht zu wissen, da jedes Tau eine andere Länge habe.

Wohnung für Ungeborene.

Dumas fils, dem es einmal sehr schlecht ging, soll eines Tages geäußert haben: „Am besten wäre, man würde nie geboren. Aber wie selten kommt das einmal vor!“ Mit diesen Ungeborenen beschäftigte sich auch ein Aufsatz im „Samburger Anzeiger“ über wirtschaftliche Folgen des Geburtenrückganges, wo es also lautete:

„Und zehn Jahre später, wenn die nach 1914 Geborenen das Heiratsalter erreichen, beginnt dann die Zeit, wo die nach 1914 Ungeborenen und nicht Heiraten keine Wohnung brauchen.“

Das sind ja ganz tolle Sachen. Warum, so frage ich den Herrn Verkehrsminister, brauchen die Ungeborenen keine Wohnung?

Das übergeschlagene Bein.

Wenn man sitzt und sich ausruhen will, pflegt man die Beine übereinander zu schlagen. Das heißt, nicht beide Beine zugleich, sondern immer nur das eine über das andere. Und das soll sehr schädlich sein, sagt ein berühmter Orthopäde aus Boston, der das ja wissen muß. Er behauptet nämlich, wenn man das rechte Bein über das linke schlage, dann werden (wie seltsam!) die rechte Schulter emporgeschoben. Wodurch die Rückenpartie stark ermüde, und weshalb man diese Stellung nicht lange aushalten könne, ohne dem Körper erheblich zu schaden. Haben wir alles längst gewußt. Und weil wir nicht vier Wochen lang das rechte Bein über das linke schlagen lassen können, schlagen wir hin und wieder auch einmal das linke über das rechte. Und darüber zerbrechen sich nun berühmte Orthopäden in Boston den Kopf.

Pyjama aus Mehlkäfen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten ist sehr sparsam. Er redet sogar weniger als andere Leute. Uralt ist die Geschichte von seinem Rückgang.

„Was war los?“ fragte ihn seine Frau nach der Rückkehr.

„Der Pfarrer sprach.“

„Und worüber denn?“

„Ueber Sünden.“

„Und was sagte er von ihnen?“

„War dagegen.“

Also sehr sparsam ist der Herr Coolidge. So sparsam, daß ihm jetzt die „Vereinigung der die Millard Avenue Presbyterian Church besuchenden Frauen“ (auch ein Klub!) einen Schlafanzug schickte, welcher aus Mehlkäfen verfertigt war. In dem beigegeführten Briefe stand zu lesen, die Säcke seien noch nicht benutzt gewesen, und man hoffe, der Anzug werde sehr lange halten. Da ich annehme, daß Herr Coolidge das Ding aus reiner Sparsamkeit überhaupt nicht tragen wird, dürfte der Mehlkafpyjama sehr lange halten.

Sier stehe ich...

Ein Jazzbandschläger der Berliner Hallerrevue war einige Tage krank gewesen und wollte, laut Tarif, auch diese Tage bezahlt haben. Man weigerte sich dessen mit der Behauptung, der Schläger sei kein Ensemblemusiker, sondern ein Künstler. (Den Künstlern braucht man Krankheitsstage nicht zu bezahlen.) Der Revueleiter führte vor Gericht aus:

„Seit Luther auf dem Reichstag zu Worms gesagt hat: Sier stehe ich, ich kann nicht anders“, hat das Einzelindividuum eine wertvolle Geltung erhalten. Daher haben wir sein Gehalt, in Ansehen seiner Künstlerschaft, auf eine Stufe gehoben, die den Mindestforderungen seines Verbandes in erhöhtem Maße entgegensteht.“

Der Kläger bekam dennoch recht. Wenn auch Luther zu Worms den oben erwähnten Satz geprägt hat, so darf doch angenommen werden, daß er mit keiner Silbe an einen Jazzbandschläger gedacht hat.

Cubert.

Wieder Reisen nach dem Mond.

Von Dr. Werner Mahrholz.

Der 100. Geburtstag von Jules Verne hat mit einem Schlage das Projekt der Reise auf den Mond wieder in den Mittelpunkt aeronautischer Diskussionen gezogen. So ernste Fachleute, wie der Major von Paréval, der bekannte Konstrukteur des unstarren lenkbaren Luftschiffes, haben sich mit dem Problem

offentlich auseinandergelegt und sich keineswegs völlig ablehnend zu dieser Frage geäußert. Er glaubt offenbar ebenfalls an das Raketenprinzip, das in letzter Zeit immer mehr Anhänger gewonnen hat. Dieses Raketenraumschiff, dessen erste Gedanken von dem Münchener Astronomen Baller stammen, ist in letzter Zeit mehrfach erörtert worden, ohne daß man doch bisher eine klare Ueberzeugung gewinnen konnte, ob auch nur seine theoretischen Grundlagen richtig sind. Deshalb ist es von großer Bedeutung, daß anscheinend in absehbarer Zeit ernsthafte Versuche mit solchen Raketen unternommen werden. Die Wiener Gesellschaft für Höhenforschung wird sich wahrscheinlich noch in diesem Jahre das Verdienst erwerben, praktische Versuche mit dem Raketenraumschiff anzustellen. Der Präsident der Gesellschaft für Höhenforschung, der Wiener Physiker Prof. Dr. Franz Hoefft, hat kürzlich vor Fachleuten und Ingenieuren einen Vortrag über die Möglichkeit gehalten, mit Hilfe eines solchen Raketenraumschiffes aus dem Bereich der Erdatmosphäre zu gelangen. Die Ueberwindung dieser Erdatmosphäre ist bekanntlich die Hauptschwierigkeit, da später im atmosphärefreien Raum der betreffende Körper sich fast mit der unverminderten Anfangsgeschwindigkeit auch ohne neuen Antrieb fortbewegen wird, ja vielleicht durch die Zentrifugalkraft noch neue Antriebskräfte auf seinem Wege gewinnt. Prof. Hoefft will nun eine erste kleine Versuchsrakete konstruieren, die über die Erdatmosphäre hinaussteigen soll. Diese Rakete soll lediglich einen Registrierapparat zur Feststellung der Höhe, die sie erreicht, mitführen. Mit Hilfe eines Fallschirms soll die Rakete, nachdem ihre Auspuffkraft erloschen ist, wieder zur Erde zurückkehren. Prof. Dr. Hoefft hofft, daß es ihm auf diese Weise gelingen wird, bis in Schichten, die 80 bis 100 Kilometer über der Erdoberfläche liegen, vorzudringen. Das ist eine Höhe, die bisher noch niemals erreicht wurde. Unsere Flugzeugrekorde und die Höhenrekorde der mit menschlichen Begleitern versehenen Freiballons liegen bei 12 000 Meter. Kleine, sogenannte Registrierballons, die nur mit wenigen Meßinstrumenten versehen waren, hat man bereits 30 Kilometer hoch aufsteigen lassen. Die größte Höhe, die überhaupt erreicht worden ist, haben die Granaten unserer großen Ferngeschütze erreicht. Ihre Höhe hat man nicht messen können, man konnte sie nur aus der Flugbahn der Geschosse berechnen. Von diesen Geschossen her ist man übrigens auch auf das Raketenprinzip gekommen. Man nimmt nämlich an, daß die Granaten der Ferngeschütze an ihrem Aufminationspunkt die Höhe von 60 Kilometern über dem Erdboden erreicht haben. Wenn es also Prof. Hoefft gelingt, mit seiner Versuchsrakete zunächst in Höhen von 80—100 Kilometern zu gelangen, so ist das noch keine allzu überraschende Neuerung, da die Verbesserung des Höhenrekords nicht viel mehr als 100 Prozent betragen würde. Das will aber wenig bedeuten angesichts der Entfernungen, die bis zum Mond noch zu überwinden sind; denn die Strecke zum Mond beträgt nicht weniger als 40 000 Kilometer.

Diese erste Rakete Prof. Hoeffts soll aber auch lediglich dazu dienen, um die notwendigen Erfahrungen für die Durchdringung der höchsten atmosphärischen Schichten zu sammeln. Die Rakete besitzt mehrere hintereinander angebrachte, sogenannte Räumräume, in denen sich der Brennstoff für den weiteren Antrieb befindet. Die Physiker sind nun der Ansicht, daß solche Raketen durch die Auspuffgase eine immer größer werdende Geschwindigkeit erlangen, die schließlich am Rande der Erdatmosphäre etwa 12 Kilometer in der Sekunde erreichen wird. Diese Geschwindigkeit würde genügen, da sie einer Eindringgeschwindigkeit von ca. 43 000 Kilometern entspricht, in einer Stunde den Mond zu erreichen. Die kleine Versuchsrakete wird so konstruiert sein, daß sie ihre Brennstoffe selbsttätig abläßt, sobald deren Vorrat verbraucht ist.

An diesem ganzen Projekt des Wiener Physikers ist nichts wesentlich Neues, was nicht bereits in der theoretischen Diskussion seit mehr als 2 Jahren ernsthaft erörtert worden wäre. Bedeutsam an seinen Projekten ist nur, daß sie keine Projekte bleiben sollen, sondern daß er an die baldige praktische Durchführung seiner ersten Versuche denkt. Auf das Ergebnis dieser Versuche wird man allgemein gespannt sein.

Herr Pissch an seinen Hund.

Von Rene Voigt.

Au gomm, mei gudes Hundchen, du bist jetzt lange genug vor dr Hausdiere gewäsen. Mir wolln nu wieder hirsich nuff beis Frauchen gehn. — Hastes geheert, mei Schnudchen? Russlaatschen wolln mir bei de Mama. — Awer Fribbel, du bist doch heise gar gee braves Gärlichen! Du mußt doch scheene folschen, wenn dei Gärlichen feist. — Fribbs! Gomm här! De blamierst een ja sämlich vorn Leiten mit deiner Widerborstigkeit. — Na los, ich sag dirsch noch emal im Guden: mir gehn jetzt beis Frauchen, da grüßt Fribbel doch ä Zuckchen aus dr Biggle. — Nu, wo faustes denn nu wieder hin, dummes Luder! Hier wohn mir doch! — Das heeßt, jetzt reißt mir awer de Gebuld, du Glabber! Ich laß mich doch nicht von dir vergnaden! Is das dr Dank, daß mir dich usgebäbbelt ham, he? So ä undankbares Vieh wie dich gibst's doch in ganz Gommeweg nich zum zweiten Male. Na warte, du rauchdes Vieh, jetzt zieh's dr aber eens mit dr Peitsche iver, daß de siehst, wär hier's Gommwag hat! — Siehst wohl, nu gommste gepochen. An daß mir das nich wieder bassiert, du Vinsel! Weinabe hätte sich dei armes Gärlichen uffgereicht wähen dir.

Drei gute Wiße.

Der alte Herr Meichenau liegt im Sterben. Seine vier Söhne stehen betrübt an seinem letzten Lager. „Kinder,“ ächzt der Sterbende, „versprecht mir, niemals zu spielen! Geld und Nerven und guten Ruf kostet das verfluchte Spiel! Gebt mir eure Hand, daß Ihr's nie tun werdet!“ Erschüttert versprechen die Söhne, und beruhigt dreht sich der Greis zur Wand. Aber noch einmal wendet er den Kopf und spricht: „Wenn Ihr aber doch schon spielt — nur die Bank halten dürft Ihr!“

Herr Kerstenbauer aus Munkatz ist auf Reisen. Ein Fahr-schein aber war zu kostspielig — er geht als blinder Passagier. Schon auf der zweiten Station erwischt ihn der Schaffner, verhaft ihn und schmeißt ihn raus. Kerstenbauer aber klettert wieder rein, wird wieder erwischt und wieder verhaufen. In Preßburg aber, als ihn der Schaffner zum dritten Mal verprügelt hat, fragt er ihn: „Mensch, wohin reisen Sie denn nun eigentlich?“ Kerstenbauer reißt sich den am schwersten mißhandelten Teil seiner Körperlichkeit und ächzt: „Wenn's mein Hinterteil aushält — nach Wien!“

In einer Kirchengemeinde soll ein Küster eingestellt werden, und zwar ein unverheirateter. In engere Wahl kommen zwei: von dem einen aber heißt es, daß er ein großer Don Juan sei, von dem anderen, daß er nicht immer absolut ehelich sei. Der Herr Pastor, dem die Entscheidung anheimgestellt ist, zerbricht sich den Kopf und ruft schließlich die Entscheidung seines siebzehnjährigen Töchterchens an. „Ich würde unbedingt den Don Juan nehmen,“ sagte die hoffnungsvolle Jungfrau, „ich lasse mich doch lieber dreimal küssen als einmal bestehlen.“

Aus aller Welt.

Tierfreundschaften. Das tägliche Leben zeigt uns viele Freundschaften zwischen Tieren verschiedener Arten. Aber der edle Ausdruck „Freundschaft“ kann bei Tieren nur mit Vorbehalt angewandt werden. In den meisten Fällen handelt es sich um Gewöhnung, wenn nicht gar um künstliche Dressur. Affe, Fuchs und Hahn werden in Gegenwart des Dompteurs friedlich zusammenarbeiten. Sich selbst überlassen würde der Affe dem Hahn faulerlich die Federn ausrupfen und sehr bald würde der Fuchs dem Hahn gerupften ein friedliches Grab in seinem Magen bereiten. Wahre Tierfreundschaften entstehen nur aus einem starken, rein tierischen Instinkt: Mutterliebe, Sehnsucht des jungen Tieres nach Ersatz für die verlorene Mutter oder gegenseitiger Schutz in der Wildnis. So plaudert der bekannte Afrikaforscher Hans Schomburgk in der neuesten Nummer (Nr. 9) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt a. M. Viele hübsche Photos illustrieren seinen interessanten Aufsatz. In der gleichen Nummer kann man sehen, wie sich der Berliner Maler G. G. Köhbe den Einzug des Königs von Afghanistan vorstellt hat und wie er dann wirklich aussah. Man erfährt Abschließendes über den Ausgang des Carnevals in München, Dresden, Mainz und Köln sowie über die Tage der Olympia-Wettkämpfe in St. Moritz. Ein Bildbericht über das billige Florida west Sehnsucht nach dem sonnigen Süden. Interessant und aufschlußreich ist Dr. Rebensteins Aufsatz „Die Frau wird männlich von Natur“. Freunde der Graphologie können sich an dem Liebesbrief einer Zuhagirin erbauen, Tanz, Mode, Humor und aktuelle Dinge sind in der Nummer, die von Anfang der Woche an überall für zwanzig Pfennig zu haben ist, reichlich vertreten.

Ein neues Institut für Altertumswissenschaft an der Universität Halle (Saale). Die klassische Altertumswissenschaft, die an der Universität Halle (Saale) besonders gepflegt wird, und die seit Jahrhunderten in Halle (Saale) hervorragende Vertreter hatte, war mit ihren Seminaren bisher in verschiedenen Gebäuden und Räumen der Universität Halle untergebracht. Sie hat jetzt ein eigenes, geschlossenes Heim erhalten; im „Robertinum“, genannt nach dem hervorragenden Archäologen Robert, sind jetzt sämtliche archäologischen und kunstgeschichtlichen Sammlungen untergebracht, ebenso das Institut für Altertumswissenschaft, die Seminare für klassische Philologie, für alte Geschichte und für Archäologie. Das neue Institut wurde in einer würdigen Feier, an der auch Vertreter anderer Universitäten teilnahmen, eingeweiht.

Fröhliche Ecke.

Frage. Nebierstube, 9 Uhr vormittags. Die Visite ist beendet. Zurück bleibt der Sanitätsgefreite und ein neu aufgenommener Kranker.

„Kannste Schlat schbieln?“ fragt der Gefreite.

„Aee.“

„Na, zu wat biste eijentlich hierher jekommen?“

Er weiß es besser. Der Lehrer will den Kindern das Wesen der Schlangenhäutung klarmachen. „Wenn dir ein Anzug nicht mehr paßt, Fritz, dann wirfst du ihn weg, nicht wahr?“ — „Aee,“ sagt Fritz, „dann kriegt ihn mein kleiner Bruder.“

Schwedischer Humor. „Sie sind schon zwei Monate mit Gustafson verheiratet? Da ist wohl der erste Nausch schon vorüber?“ — „Der erste: Du lieber Gott! Inzwischen hat er mindestens acht kräftige Nausche gehabt!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognad.